

Kurze Anzeigen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **11 (1912-1913)**

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Nachwelt in Erinnerung bleiben; wenig hat Alioth selber gebaut, meistens war er „in Knechtschaft“ in Paris und fand in seinem Berufe so wenig Befriedigung, dass er eine Zeit lang Maler werden wollte. Es war die Zeit, da der Architekt stets am Gängelband dem Kunsthistoriker folgte; war doch seine Hauptaufgabe, unter den Stilen der Vergangenheit den brauchbarsten und geschmackvollsten herauszufinden. Weder Alioth noch Burckhardt kommt der Gedanke, dass wir auch ein Zeitalter sind und auch eine eigene Sprache reden wollen. Beide gehören so vollkommen der Vergangenheit an, dass ihr Urteil für neue Kunst von einer merkwürdigen Unsicherheit ist. Für Delaroche schwärmt der beste Kenner alter Kunst, den das neunzehnte Jahrhundert kannte, und Delacroix verschreit er als blutrünstigen Jakobiner. Von Courbet und Manet spricht er mit Abscheu; und Bourguereau und Baudry hält er für die größten lebenden Franzosen, im Jahre 1885! Und als Alioth Maler werden will, gibt ihm Burckhardt den kunstwidrigen Rat, sich auf die Spezialität architektonische Hintergründe mit Rokoko-Genreszenen davor festzulegen.

Je mehr aber Burckhardt in der Beschränktheit seiner Zeit sich eingrenzt, um so mehr gewinnt der Mensch. So persönlich ist sein mit farbigen Dialektworten gespickter Stil, so stark die Vision des Historikers, so vergnüglich die Art seines Urteils und die Anschaulichkeit seiner Worte („Die Gebäude an dem dafür viel zu großen Friedrichsplatz — in Cassel — sind alle zu niedrig; man möchte ihnen zurufen: alleh hopp! macht euch aus dem Boden hervor!“), dass sich das Buch wie ein einheitlich geschriebenes Werk liest. Besonders, da es abschließt wie ein Leben: „Nächster Tage trete ich mein zweiundsiebzigstes Jahr an, oder es tritt gelegentlich mich an, denn das Alter kassiert uns wie einen Besitz . . .“

ZÜRICH

ALBERT BAUR

KURZE ANZEIGEN

Von *Ernst Eschmann*, der vor Jahresfrist mit einem Bändchen munterer zürichdeutscher Gedichte debütiert hat (vgl. Bd. X, S. 67), ist soeben im Verlag von Orell Füssli ein mundartliches Idyll „*De Sängertag*“ erschienen; es wickelt in einigen hundert vergnüglich plätschernden Hexametern eine harmlose ländliche Liebesgeschichte ab, zeichnet mit sympathischer Wärme den Typus der regsamen Lehrerin, die einen wirklichen Männerchor kundig drillt und dabei unversehens zu einem Bräutigam kommt, und gibt all den Gestalten und Ereignissen einen farbenbunten dörflichen Prospekt. In den meisten derartigen Gedichten taucht ja mitunter — in respektvoller Distanz, versteht sich! — der liebe Papa Hebel auf; das erklärt sich aus dem begrenzten Stoffbereich der Dialektdichtung und aus dem Versmaß. Dennoch ist man immer wieder freudig davon überrascht, welch ein feines und reiches Instrument unsere scheinbar verflachende Mundart immer noch ist, wenn ein Poet wie Ernst Eschmann sie handhabt; was er mit seinem Idyll geleistet hat, das ist auch ein gutes Stück Heimatschutz.

* * *

Eine einigermaßen annehmbare *Schiller-Biographie* zu verfassen, scheint just keine große Kunst mehr zu sein; wenigstens fühlt sich jeder zweite deutsche Mädchenschuldirektor dieser Aufgabe gewachsen. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Das standard-work freilich ist noch heute nicht geschrieben, und seit die beiden geistvollsten Biographen

Schillers, Jakob Minor und Otto Brahm, so jäh nacheinander dahingegangen sind, ohne ihre Arbeit zu vollenden, sind die Aussichten auf ein monumentum aere perennius wieder gesunken. Einen entschiedenen Schritt vorwärts auf dem Weg, den Minor eingeschlagen hat, bedeutet aber das Büchlein „Schiller, sein Leben und sein Werk“ von *Fritz Strich* (erschieden im *Tempel*-Verlag zu Leipzig); es zeichnet sich im Gegensatz zu den meisten populären Schiller-Biographien durch eine maßvolle, edle Ruhe der Darstellung aus und legt mit mehr Glück und Gründlichkeit als seine Vorgänger die Beziehungen Schillers zur Philosophie klar. Wer sich für Schiller schillerisch begeistern will, mag anderswo besser auf seine Rechnung kommen; der Nachdenkliche dagegen wird Strichs Buch reiche Förderung verdanken.

* * *

Herr Eugen *Diederichs*, Verleger in Jena, gibt soeben ein vollständiges Verzeichnis der Werke seines Verlags, 1896-1912, heraus. Auf Seite 11 ist da auch das zweibändige Buch „*Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Eine Freundschaft*“ von C. A. Bernoulli aufgeführt. Und nun lese und staune man, mit welchen Begleitzeilen dieses Werk charakterisiert und empfohlen wird: „Nach des Prof. Raoul Richters Urteil gehört es zu den drei wichtigsten Büchern, die Nietzsches Kenntnis ermöglichen. Des Basler Freundes Overbeck Erinnerungen bilden den wichtigsten Teil dieses Werkes, das mit einer Fülle biographischen Materials den Schwerpunkt darauf legt, nachzuweisen, wie sich Nietzsche im Kampf gegen seine Krankheit (Syphilis) höher entwickelte. Es trat damit in Gegensatz zur offiziellen Nietzschedarstellung seiner Schwester.“ Was wohl der Autor des genannten Buches zu dieser Sorte von Spekulation auf die Neugier des Lesers sagt: Hoffentlich findet er die einzig richtige Interjektion dafür: Pfui Teufel!

In einem hochgeschwungenen Vorwort erläutert Herr Diederichs die „verlegerischen Aufgaben“. Er schließt mit den folgenden rauschenden Sätzen: „Wir haben alle dem Leben zu dienen, das über uns herrscht. Als fernes Ziel steht vor uns, es in unserem Innern, in geistigem Erleben zu meistern. Gar weit ist der Weg und in der Menschheit bilden ihre Führer eine Kette, die — um mit einem Bild Platos zu reden — in goldenen Eimern das Wasser weiterreicht. Mögen recht viele Autoren meines Verlages diese Kette zur Zukunft weiterführen und möge germanisches Erbe in ihr von neuem fruchtbar werden.“ Es ist dringend zu hoffen, dass Herr Diederichs die Art, wie er in dem oben zitierten Fall einen der Autoren seines Verlags empfiehlt, nicht auch zum germanischen Erbe zählen werde.

* * *

„*Paul Ernst und die neuklassischen Bestrebungen im Drama*“ betitelt sich ein 158 Seiten starkes Bändchen, das *Robert Faesi* im Xenien-Verlag zu Leipzig herausgegeben hat. Mit einer seltenen Vereinigung von warmer Anerkennung und kritischer Besonnenheit wird darin ein geistiges Bild des Dichters entworfen, in dem sich heute vor allem die Gegenbewegung gegen die naturalistische Richtung verkörpert. Die klare Darlegung der Entwicklung dieses ganz aus theoretischer Einsicht heraus schaffenden Dramatikers lässt den Leser von selbst wertvolle Einblicke in die Möglichkeiten der Dichtkunst überhaupt tun und macht die lebendig gestaltete Schrift für alle die empfehlenswert, denen ein näheres Verhältnis zu den kulturellen Strömungen unserer Tage Herzenssache ist.

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750